

DIE FACKEL

Nr. 89

WIEN, MITTE DECEMBER 1901

III. JAHR

[Lex Schuhmeier]

»Es ist im Parlament ein Wort gefallen, dessen man sich auch in Kneipen zu enthalten pflegt, ein Wort, das man nicht niederschreiben kann, weil das Gefühl auch des Mindestgebildeten dagegen reagiert, wie gegen einen ihm persönlich zugefügten Schimpf, ein unmögliches Wort, dessen Gebrauch zu konstatieren, man sich der umständlichsten Umschreibungen bedienen muß. Aber was man mit der Feuerzange nicht anfassen mag, was in keinem anständigen Hause laut werden darf, gleichviel, ob dies Haus am Ring steht oder in dem äußersten Vorstadtgäßchen, im Parlament ist es möglich, gewissermaßen die unvermeidliche Schlußapostrophe nach Auseinandersetzungen, die sich nicht viel über dies unterste Niveau erheben, nicht einmal als etwas absolut Unerhörtes, bei dem einem der Verstand stille stünde und der Zorn mit elementarer Gewalt zum Ausbruch kommen müßte, sondern als etwas, auf das man langsam, aber gründlich vorbereitet worden war, und man nimmt von ihm nur Notiz, weil, es tiefer schon schlechterdings nicht mehr geht.«

F einfühligere Naturen werden künftig statt des bekannten »einen Wortes« ihren Feinden diese längliche Umschreibung, mit der am 14. Dezember der Leitartikel der 'Neuen Freien Presse' eröffnet ward, zurufen. Den Feinden wird die langweilige Erläuterung noch unangenehmer sein; und nur asthmatische Schimpfer werden vielleicht wieder auf den kurzen Satz zurückgreifen. Sicher ist, daß weder Herr Schuhmeier auf jenen Zwischenruf, der bei Goethe Aufforderung blieb und bei Claude Tillier Ereignis wurde, noch die 'Neue Freie Presse' — seit ihr Beethoven den Rücken zugekehrt hat, in diesen Dingen doppelt empfindlich — auf ihre langatmige Entrüstung stolz zu sein braucht. Ebenso sicher ist, daß im österreichischen Parlament schon Ärgeres gesprochen ward, manch ein Wort, das nicht, wie das des Herrn Schuhmeier, bloß den Rufer selbst, sondern in Wahrheit den schändete, dem es zugerufen wurde, und alle, so es hörten, ohne im Namen des ganzen Hauses Aufklärung und Untersuchung zu fordern. Gewiß ist es bedenklicher, wenn öffentlich, ohne daß auch nur der Versuch einer Widerlegung geschieht, die Anständigkeit eines Abgeordneten in Zweifel gezogen wird, als wenn ein anderer den öffentlichen Anstand beleidigt. Herrn Schuhmeiers Ruf, ein richtiges argumentum a contrario, schließt jede Widerlegung aus. Nicht Schimpfworte, sondern Schmähungen, für deren Wahrheitsbeweis sich niemand echauffiert hat, sind der eigentliche Schimpf, der das österreichische Abgeordnetenhaus durch Jahre erniedrigt hat. Und der ordinäre Zwischenrufer steht ethisch weit

höher als der delikate Leitartikler, der am 14. Dezember vier Spalten Entrüstung von sich gibt, weil er, der Voraussetzungslose, von der Voraussetzung ausging, daß ein antisemitischer Abgeordneter den Zwischenruf getan hatte. Keine Silbe verriet, daß ein der 'Neuen Freien Presse' sympathischer Sozialdemokrat der Sünder war, und erst auf der dritten Seite erfuhr der Leser aus einer offenbar »zu spät« eingelangten Aufklärung der Reichsrats—Korrespondenz den wahren Sachverhalt. Daß der Parteigänger der 'Neuen Freien Presse', Herr Lecher, einst dem Präsidenten ein Wort zugeschleudert hat, welches ohne Schonung, aber mit Rücksicht, das Antlitz des Mannes bezeichnete, ist schlimmer; und daß er dem Worte durch ein Tintenfaß Nachdruck lieh, das weitaus schlimmste. Aber das »absolut Unerhörte, bei dem einem der Verstand stille steht« ist es erst, wenn manchmal in unserem Parlament *keine* Verbalinjurien gebraucht werden. Hier denke ich an die Antwort, die neulich derselbe deutschfortschrittliche Held einem Kollegen gab, der seine Unterschrift für eine recht harmlose Interpellation erbat: »Oh, mit dem Militär fange ich mir nichts an!« Und ein Schimpf, der nicht nur dem Parlament, sondern auch der gesitteten Öffentlichkeit angetan ward, ist sicherlich die in ihrer Brutalität einzige Wendung, die letzthin die Rede des deutschnationalen Herrn Berger enthielt: »Slawische Dienstboten hat es immer viel in Österreich gegeben, aber die Herren waren die Deutschen.« ...

Freilich, wo die liberale Presse heuchelt, hat die sozialdemokratische noch immer kein Recht zu protzen. Die Erklärung der 'Arbeiter—Zeitung': »Wir stellen mit Vergnügen fest, daß unsere Genossen dem christlichsozialen Pack auch im Schimpfen weitaus über sind« muß als ein bemerkenswertes Bekenntnis festgehalten werden. Herr Schuhmeier wird, weil er Götzens Ruf gebrauchte, wirklich als Götz gefeiert. Und als Ritter vom Geist noch dazu. »Seine klassische Antwort«, heißt es, »ist nicht nur die kürzeste, sondern auch die treffendste Polemik.« Die beschämten Christlichsozialen aber werden sich's »künftig wohl überlegen, einen sozialdemokratischen Redner zu unterbrechen; man würde sie nächstens *noch gründlicher* zu bedienen wissen« Niedlich ist, daß die 'Arbeiter—Zeitung' in ihrem Parlamentsbericht dem Rufe des Herrn Schuhmeier, den sie im vollen Wortlaut wiedergab, in Klammern das Wörtchen: »gutmütig« voranstellte, während der christlichsoziale Gegner das Epitheton: »vor Wut fast zerspringend« erhält. Und in einer besonderen Notiz wird diesem nachgesagt, daß aus seinem Munde nur »Kot kam« und daß er »sich in den Unappetitlichkeiten seiner Zwischenrufe entleerte«. »Andere« — nämlich die um Schuhmeier — »streben zum Licht«, den Antisemiten »zieht's zum Kote« ...

Eine der übelsten Nachwirkungen des großen Wortes, das im österreichischen Parlament gelassen ausgesprochen wurde, war neben der Entrüstung der liberalen Leitartikler die Scherzhaftigkeit, mit der es die liberalen Witzbolde aufnahmen. Herr Julius Bauer benützte die Gelegenheit, in einem Schreiben, das ihm »in später Nachtstunde« aus dem Olymp zugekommen war, die Schuld für die albernsten Kalauer, die ihm selbst eingefallen sind, auf einen Größeren abzuwälzen, und hatte die Dreistigkeit, Goethe die Versicherung in den Mund zu legen, daß er Gespräche mit Eckermann, nicht »mit Leckermann« geführt habe. Somit hätte endlich auch Goethe den Befähigungsnachweis erbracht, an der Tafel des Herrn Taussig den Dessertwitz zu besorgen. Aber über alle Kundgebungen des grinsenden Ungeschmacks mußte in diesem Turnier der Geister doch der heilige liberale Ernst triumphieren. Ein Wort ist gefallen, »dessen Gebrauch zu konstatieren, man sich der umständlichsten Umschreibungen bedienen muß«. Geschah das nicht tags zuvor

in der Annoncenrubrik der 'Neuen Freien Presse'? In jenem Hinterteil, den tagtäglich zu apostrophieren so viele Leute nicht müde werden?

Junger Mann bittet

wohlhabende Persönlichkeiten um kleines Darlehen gegen eventuelle discrete Gegenleistung. Gefl. Anträge unter Chiffre „Discret (Zahl . . .)“ an das Ank.-Bur. d. Blattes.

Bedient sich der junge Mann nicht der umständlichsten Umschreibungen für eine Sache, von der man vermuten muß, daß sie nicht reinlicher als Herrn Schuhmeiers Zumutung ist? Und tut er's nicht mit Hilfe der 'Neuen Freien Presse', wenn diese auch »diskreter« ist, als Herr Schuhmeister? Aber die schamhafte Hülle läßt manchmal nur die Formen umso stärker hervortreten, und sie ist oft unanständiger als das Unverhüllte. Der junge Mann soll gerade heraus sagen, was er will. Dann würde wenigstens sein Angebot dem Auge der Preßpolizei nicht entgangen und den Lesern erspart geblieben sein. So aber — »was man mit der Feuerzange nicht anfassen mag, was in keinem anständigen Hause laut werden darf, gleichviel, ob dies Haus am Ring steht oder in dem äußersten Vorstadtgäßchen«, in der 'Neuen Freien Presse' ist es möglich, sobald nur die entsprechende Gebühr im Voraus entrichtet wird, und steht es täglich zu lesen. Denn sie ist und bleibt das Organ für Fortschritt und intelligente Massage.

* * *

[Um die Verfassung]

Die innere Politik in Österreich ist seit langem nicht mehr so ernst, als daß man sie scherzhaft oder auch nur ernsthaft erörtern könnte. Wenn anderswo die Politik den Charakter verdirbt und die Politiker zum eigensten Objekt des Antikorruptionismus macht, so hat sie bei uns immer vor allem den Verstand verdorben, und der satirische Betrachter unseres öffentlichen Lebens wendet sich gelangweilt von Erscheinungen ab, angesichts deren die Vernunftpredigt, und etwa noch, wenn sie nichts fruchtet, statt der Feder der Korporalstock am Platze wäre. Das aufgeregte Gebaren der Parteien mag hierzulande noch Staatsverwalter, die nicht zu Staatslenkern taugen, beunruhigen; uns anderen flößt das Schauspiel keine Furcht, und höchstens die Unbeholfenheit der Spieler noch Mitleid ein. Sie erhitzen sich ob der Verfassungsmäßigkeit, während doch bloß die Mäßigkeit der Verfassung eine Gefahr bedeutet. Und wenn sie einmal den Drang verspüren, ihren Wählern politische Belehrung zu spenden, dann mag es wohl geschehen, daß ihnen selbst eine ganz unerwartete Lehre zuteil wird. So ging es neulich den Herren Vogler und Wrabetz. Sie hatten das letzte Häuflein von »Verfassungsfreunden am Neubau« aufgetrieben und sprachen über »die Lage«. Und pünktlich haben des andern Tags die liberalen Blätter die Reden, die ihnen vor der Versammlung eingesendet waren, abgedruckt und den Applaus, der vor der Versammlung dabei vermerkt war, verzeichnet. Aber Herr Dr. Vogler war des selbstgespendeten Zeitungsbeifalls nicht froh. Bekümmert erzählte er den Freunden das Erlebnis des Abends: Als die Abgeordneten geredet hatten, da stand ein unbekannter Mann auf und erklärte, das sei alles recht schön, aber was man jetzt brauche, das sei ein »vernünftiger Absolutismus«. Und die »Verfassungsfreunde« sprangen auf und jubelten dem Redner minutenlang zu. Selbst die Verfassungsfreunde folgen ihren Führern nur noch, wenn es den toten Heine zu ehren gilt, und sie werden, wenn der Staatsstreich geführt sein wird, sich

höchstens noch zu einer Sammlung für einen Kranz auf dem Grabe der Verfassung vereinigen lassen.

* * *

DIE VORAUSSETZUNGSLOSEN

[Die Fälle Spahn und Müllner]

Soweit es sich um die Person des Professors Martin Spahn handelt, ist jetzt die 'Neue Freie Presse' zu Kreuze — so hart das Wort für sie sein mag — gekrochen. Denn ihr R—r—Mitarbeiter, der am 15. Dezember über »Martin Spahn und die katholische Geschichtsschreibung« schrieb, zollt den Werken des jungen Forschers, dessen Vielseitigkeit, Unparteilichkeit und insbesondere »starkes Nationalgefühl« er feststellt, das höchste Lob und zweifelt nur daran, daß »man in Rom sich mit dieser Art katholischer Geschichtsschreibung zufriedengeben« werde. So hat ja auch kürzlich Professor Lenz aus Berlin, der seinerzeit den jungen Spahn habilitierte, im Hamburger Goethe—Verein ganz in dem Sinne, wie es in der 'Fackel' H. St. Chamberlain tat, davor gewarnt, die deutsch—katholischen Elemente abzustoßen. Dabei hat aber Professor Lenz freilich auch die sinnlosen Phrasen von der voraussetzungslosen Forschung ebensowenig wie R—r vorzubringen unterlassen. Und doch hätte man just im Goethe—Verein das auf Nicolai gemünzte und heute auf so viele, die den Namen Goethes eitel nennen, passende Wort zitieren können von einem »neugierigen Reisenden«: »Er schnopert, was er schnopern kann; er spürt nach Jesuiten« ... Und wie verhält sich die 'Neue Freie Presse' zu den beiden prinzipiellen Fragen, die man anlässlich des Falles Spahn erörtern wollte, zur Selbstbestimmung und zur Konfessionalität der Universitäten? Sie hat neulich in einem Leitartikel der Berufung des Professors Haguenin nach Berlin zugejubelt, gegen die jetzt die Berliner Universitätsprofessoren, weil sie über ihre Köpfe hinweg erfolgte und weil die höhere Bezahlung des Herrn Haguenin als Zurücksetzung empfunden wird, energisch remonstrieren. Und was die Konfessionalität der Universitäten betrifft, so gibt es im Gebiete des heutigen Deutschen Reiches, seitdem die Würzburger Hochschule entkonfessionalisiert ward, keine reinkatholische Universität, und es kann höchstens als ein Verstoß gegen die Forderung der objektiven Forschung betrachtet werden, daß an den beiden in katholischen Landen gelegenen Universitäten Bonn und Breslau einzelne Lehrstühle protestantischen Dozenten reserviert sind und daß es außerdem, im protestantischen Deutschland, zwei statutarisch evangelische Universitäten gibt. Nur ein einzigesmal ist — vor dem Falle Spahn — eine Doppelbesetzung zu Gunsten der Katholiken und zwar gerade in einem Fache vorgenommen worden, in dem sich notwendigerweise Konflikte zwischen freier Forschung und Dogma ergeben müssen. Aber das geschah in — Wien, und unter dem lebhaften Beifalle des gesamten liberalen Klüngels, der aufjubelte, als für den Professor Laurenz Müllner, den katholischen Theologen, der als Rektor soeben die Universität gegen Herrn Gregorigs Angriffe verteidigt hatte, ein Lehrstuhl der Philosophie aufgestellt wurde. Wohlgemerkt, Professor Müllner ist nicht bloß gläubiger Katholik, wie Spahn, sondern Priester und demnach, wie die Geistlichen aller Konfessionen, an bestimmte Lehrmeinungen streng gebunden. Wenn in Österreich die Konfessionalisierung einzelner Lehrstühle von der liberalen Presse für ungefährlich gehalten wird, sobald nur der — übrigens infolge der Empfehlung des Herrn v. Plener — Berufene sich als Gegner des Antisemitismus ausweisen kann, so wird wohl auch die deutsche Universitätsfreiheit nicht länger für bedroht ge-

halten werden müssen, wenn nur Herr Spahn die beruhigende Versicherung abgibt, daß er zwar ein Deutschnationaler sei, aber nichts gegen die Konfessionalisierung der Presse einzuwenden habe.

*

[Herr Hirth]

Die gesamte nicht—liberale Publizistik Deutschlands hat sich der Ausführungen Chamberlains in Nr. 87 der 'Fackel' bemächtigt. Die liberale war wieder einmal nicht liberal genug, von einer ihr unbequemen Meinung Notiz zu nehmen. Das Schauspiel ratloser Verlegenheit, wie wir es beim Auftreten Wilhelm Liebknechts in der »Affäre« erlebt hatten, wiederholte sich. Damals sprach ein Antimilitarist und Sozialdemokrat gegen die »Sache der Gerechtigkeit«, jetzt ein Antiklerikaler gegen die »Sache der Freiheit«: Was sollte man mit beiden anfangen? »Wir« tun so, als ob »wir« nichts gehört hätten; dann weiß niemand, daß sie gesprochen haben. Aber glücklicherweise umschließt der freisinnige Preßring nicht mehr ein Weltganzes, und unbotmäßige Leser holen sich aus dem gegnerischen Lager die Kunde von dem Neuen und Gefährlichen, über das der Totschweigebann beschlossen ward. Hin und wieder bricht auch ein liberales Blatt das Gelöbnis, um an Stelle einer Polemik persönliche Verdächtigung zu setzen. Ist weiter nichts nötig, so wissen vor allen anderen die 'Münchener Neuesten Nachrichten' ihren Mann zu stellen. Herr Hirth wäre nicht einer der bewährtesten Phrasenmacher des südlichen Deutschland, hätte er sich die Gelegenheit entgehen lassen, Chamberlain, dem bis dahin von dem Münchener Blatte Vergötterten, irgend ein schlüssiges Banner unter die Nase zu halten. Dieser Hirth aller braven Herdentiere, so da zum »Goethebund« vereinigt sind, eiferte gegen die gelegentlichen Bemerkungen Chamberlains über die Haltung Mommsens in der Parsifal—Frage. Aber schon zwei Tage später mußte er einer Erklärung Chamberlains Raum geben, die, alle läppischen Ausfälle der 'Münchener Neuesten Nachrichten' ignorierend, sich damit begnügte, einer perfiden Unterstellung die Spitze zu bieten: Der Aufsatz über den voraussetzungslosen Mommsen sei »weder von irgend einem Mitglied der Familie Wagner angeregt, noch durch Mitteilung von Informationen unterstützt« gewesen. »Ich kann hinzufügen«, schreibt Chamberlain, »daß, als Frau Wagner zufällig erfuhr, ich beabsichtige, gegen Mommsen (wegen der Rede im Goethebund) Stellung zu nehmen, sie mich telegraphisch und brieflich ersuchte, dies nicht zu tun; diese Bitte konnte ich nicht erfüllen, weil der Aufsatz schon gesetzt war und die Erwähnung Bayreuths für meine Ausführungen nur nebensächliche Bedeutung besaß.— Eine persönliche Überschätzung, die mir Herr Hirth widerfahren ließ, muß ich bescheiden zurückweisen. »Welcher Zug des Herzens«, schrieb er, »Herrn Houston Stewart Chamberlain zu dem Blatte des Herrn Karl Kraus trieb, ist uns unbekannt; wollten wir sagen, er hat hier sein Pamphlet am rechten Ort untergebracht, so würden wir damit die 'Fackel' vielleicht doch allzu scharf kritisieren.« Herr Hirth, der für mich eine Schwäche hat und mir sogar die Ehre einer Einladung zur Mitarbeit an der 'Jugend' erwies, zürnt mir wegen einer angeblichen »Verteidigung der Liguorischen Moral«. Aber, wer nicht an törichten Schlagworten klebt, wird den Drang, sie gegen die Hoensbroech und Hirth zu verteidigen, allzeit begreifen. Und daß selbst die 'Münchener Neuesten Nachrichten' diesem Ideal der Objektivität zuweilen ein Opfer bringen, haben sie gezeigt, da sie am Tage nach der stumpfsinnigen Anrempelung Chamberlains, des noch unter dem Niveau der 'Fackel' Stehenden, sein Richard Wagner—Werk in alle Himmel hoben. — Zum Schlusse möchte ich gern noch versichern, daß meine Bemerkungen über Herrn Hirth von

Chamberlain »weder angeregt noch durch Mitteilung von Informationen unterstützt« wurden. Aber ich fürchte, Herr Hirth ist vielleicht so voraussetzungslos, sich dann für Mommsen zu halten.

*

[Ein vorsichtiges Blatt]

Ein vorsichtiges sächsisches Blatt sucht sich seinen Lesern gegenüber in der folgenden Weise zu salvieren: Nr. 87 der 'Fackel' enthalte »beachtenswerte Auslassungen des bekannten Denkers Houston Chamberlain — *der übrigen mit der berühmten englischen Familie gleichen Namens nicht das Geringste zu tun hat* — über Mommsen.«

*

[Die Konfessionen im Elsaß]

Nach einer Darstellung der 'Kölnischen Volkszeitung' stellt sich das ziffermäßige Verhältnis der Konfessionen in der Bevölkerung von Elsaß noch drastischer dar, als nach der Angabe Chamberlains. Die Zählung von 1897 habe ergeben, daß die Katholiken des Landes 76, die Protestanten 21.7 und die Juden 2,3 Prozent der Bevölkerung ausmachen.

*

[Der reklamesüchtige Bedränger]

Zahlreiche Leser fragen mich, wen Chamberlain eigentlich gemeint haben könne, da er Mommsens Haltung gegenüber der »geräuschvoll inszenierten Enquete über die Judenfrage« erwähnend, die Worte schrieb: »Ein Mann wie Mommsen konnte den reklamesüchtigen Bedränger die Treppe hinunterwerfen usw.« Nun, dieser Mann war niemand geringerer als unser *Hermann Bahr*, der im Jahre 1893 als Reporter eines Wiener liberalen Blattes auf Reisen ging, allen bekannteren Leuten »zwischen Wolga und Loire« die Türe einrannte und sie über den Antisemitismus aushorchte. Die Interviews sind später zu einem Bande gesammelt erschienen, der die Widmung trägt: »Meinem lieben Freunde, dem kaiserl. Rate Dr. Emil Auspitzer«. Man sieht, Herr Bahr war schon im Jahre 1893 abgeklärt. Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen von den Unannehmlichkeiten, die unter Umständen mit dem Vorgehen verknüpft sind. Professor Schmoller soll von der journalistischen Form, die seine Äußerungen angenommen hatten, nicht gerade erbaut gewesen sein, und selbst mit Herrn Ahlwardt bekam der Kommis voyageur des Wiener Liberalismus es zu schaffen. Die Persönlichkeit des »Rektors aller Deutschen« mag auch für den enragiertesten Antisemiten wenig Anziehendes haben; aber die Formen primitivster Lebensart durften selbst ihm gegenüber von dem Besucher, der von ihm Auskunft erbat und eine Zigarre bekam, nicht außer acht gelassen werden. Herr Bahr aber ging in der später eingestandenen Absicht in seine Wohnung, »eine pathologische Studie zu schreiben«, und seine Beobachtungen hat er mit der Plastik und Anschaulichkeit, deren sein guter Geschmack fähig ist, am 2. April 1893 wie folgt wiedergegeben:

»Die roten Wänste der fetten, dunstigen Wangen schieben graue widerliche Furchen an die kurze, verfleckte, mit Pusteln gesprenkelte Nase, der Hals, der schnauft und röchelt, hängt in faltigen Wülsten; die dünnen, spitzen Fasern des zerzausten Bärtchens kleben mit Speichel auf dem nassen Munde ... Er redet heiser und rülpst sich und spuckt und schleimt und speichelt und gähnt und schnaubt und zischelt und hat, bevor ihm ein Satz gelingt, immer mit der Nase, mit der Zunge einen schweren Kampf ... Er predigt

zuerst, dann wimmert und winselt er, und dann ist es lange nur ein ödes, schlüpfriges Lallen ... Oft stockt er und kann ein Wort nicht finden, und die Angst und Mühe blasen ihn dann auf, daß alle Adern schwellen und er krebsrot wird und gleich zu platzen scheint; endlich kommt das Gesuchte, rutscht erst träge von den nassen und glitschigen Lippen, wird mechanisch zwei—, dreimal trübe wiederholt, während die verglasten Augen stieren, und plötzlich, wenn ihm am Ende erst doch ungefähr sein Sinn erwacht, grell und gierig geschrieen.«

Die Frage, ob hier der beschriebene oder der beschreibende Teil der unappetitlichere sei, wird sich schwer entscheiden lassen, und ich habe das berühmte Interview auch nur aus dem Grunde zitiert, weil es in die Sammlung, die im S. Fischer'schen Verlage erschien, nicht aufgenommen ist. Herr Ahlwardt hat nämlich am 9. April 1893 die folgende Erklärung veröffentlicht:

»Durch die Zeitungen läuft ein Bericht über eine Unterredung, die ich mit einem Herrn Hermann Bahr gehabt haben soll. Dem gegenüber erkläre ich: Herr B. ist es nach wiederholten vergeblichen Versuchen zwar gelungen, in meine Wohnung zu dringen. Doch habe ich mich angesichts meiner Erfahrungen mit dem Redakteur des 'Kleinen Journals', Herrn Seling, mit ihm in ein politisches Gespräch nicht eingelassen, ihn vielmehr nach einigen Höflichkeitsphrasen ersucht, mich zu verlassen. Der Inhalt der angeblichen Unterredung ist so albern, daß mir eine Aufnahme derselben auch in gegnerische Blätter unbegreiflich ist.«

Herr Bahr hat damals eine Erwiderung gebracht: er schimpfte auf die schlechte Zigarre, die er von Herrn Ahlwardt bekommen hatte.

* * *

[Der freiheitliche Gedanke vom neunten Bezirk]

»Hie Freiheit, persönliche und nationale Selbständigkeit — hie Unterdrückung und Bevormundung!« ... »Hochburg des finsternen Klerikalismus« ... »Zusammenfassen aller freiheitlichen Kräfte« ... »Erhaltung und Mehrung der wenigen uns geliebten Volksrechte« ... »ein Bollwerk der deutschen Kultur gegen Osten« ... »Das Banner der Freiheit« ... »Ein Versuch, die Ketten zu brechen« ... »Der freiheitliche Gedanke des Jahrhunderts und die finsternen Mächte der Vergangenheit« ... »politische Aufklärung« ... »heute noch in den Banden einer sinnbetörenden fanatischen Demagogie« . . . »Licht in den Köpfen, Liebe zur Freiheit und den Drang nach vorwärts in den Herzen« ...

Dies die wesentlichen Stellen eines Aufrufes, der jüngst an die »freiheitlich und unabhängig gesinnten Männer des neunten Bezirkes« ergangen ist. In den anderen Bezirken, z. B. am Neubau, von wo kürzlich die Verfassungsfreunde das Heine—Grabdenkmal—Komitee telegraphisch beglückwünschten, »tagt« es bereits. Und unter dem Aufrufe sind nicht etwa Herr Ludwig Waldstein und Herr Ferdinand Klebinder unterzeichnet, sondern Männer wie Ernst Mach, Heinrich Friedjung, die Professoren Toldt, Gruber, Weichselbaum und Menzel. Gewiß: Hie Freiheit, persönliche und nationale Selbständigkeit — hie Unterdrückung und Bevormundung *durch die Phrase!*

* * *

Wer mir den Becher kann wiederzeigen ... den goldenen Becher, mit dem Herr Josef *Kranz* solange zum Karlsbader Brunnen ging, bis die bosnische Herrlichkeit zusammenbrach! Jetzt scheinen doch böse Zeiten zu kommen. Bosnien empfindet das Bedürfnis, möglichst wenig von sich reden zu machen. Denn mit den Kulturtaten des Ritters von Kallay und mit den Finanztaten des Ritters von der bosnischen Industrie ist's nichts: das Taubenschießen, die Pferderennen und die Industrie in Bosnien sind der Reihe nach eingegangen. Die bosnische Holzverwertung, bei der als Nebenprodukte Essig und ein Palais gewonnen wurden, sie hat ein unbrauchbares Hauptprodukt geliefert. Und so hat sich der Herr Reichsfinanzminister im Sommer bemüht gesehen, der »Bosnischen Holzverwertungs—Aktiengesellschaft« ein Privileg zu entziehen, das ihr jahrelang gestattet hatte, die bosnischen Wälder zu devastieren und, weil das Land zum billigsten Preise das Holz lieferte und zum teuersten die Holzkohle bezog, die Nebenprodukte, den Essig mitsamt den Kranz'schen Millionen, ganz umsonst zu behalten. Als die schönen Tage der Tarifbegünstigungen und Steuerermäßigungen zu Ende waren und am 8. August die Privilegienentziehung verlautbart wurde, da wußte man, daß es mit der Gesellschaft zu Ende gehen müsse. Der Sturz des eben erst emporgekommenen Herrn Kranz war nicht aufzuhalten, und die kostbaren Teppiche, deren Erwerbung er seinerzeit durch alle Blätter verkünden ließ, hätten ihn nicht gemildert. Was nützte es, daß man soeben erst durch die 'Neue Freie Presse', die ja auch beruhigenden Kundgebungen der Kasseler Trebertrockner Unterschlupf gewährt hatte, der Öffentlichkeit die Intaktheit der bosnischen Tochterunternehmung hatte versichern lassen? Herr v. Kallay, entschlossen, zu retten, was noch zu retten war, fand es geratener und auch leichter, bei dem allgemeinen Zusammenbruch seinem schadhaft gewordenen Renomme als den Kranz'schen Industrien aufzuhelfen, beteuerte — mit der linken Hand —, er wisse nicht, was seine rechte, der Sektionschef Horowitz, mit dem Wiener Faiseur zu tun habe, und brach die Beziehungen zu diesem ab. Jetzt blieben Herrn Kranz nur noch die Beziehungen zur 'Neuen Freien Presse', und diese willige Rettungsgesellschaft leistete denn auch am 9. August prompt die erste Hilfe. Der Bruttogewinn der »Bosnischen Holzverwertungs—Aktiengesellschaft«, so verkündete das Blatt, habe im letzten Jahre 300.000 Kronen betragen und werde sich infolge des Privilegienverlustes auf 150.000 Kronen reduzieren. Das hätte, weil das Kapital der Gesellschaft 3.000.000 Kronen beträgt, noch immer eine fünfprozentige Verzinsung bedeutet, und wenn auch eine Forderung von rund einer Million Kronen an die Kasseler Trebertrocknung wertlos geworden war, erschien das Unternehmen hiernach als durchaus solid. Aber der Notverband, den die 'Neue Freie Presse' der brüchigen Kranz'schen Gründung anlegte, hat auf die Dauer nicht gehalten, und das Pauschallob, mit dem die bosnische Industrieförderung von der Presse des Freisinns bedacht worden ist, ward jüngst durch einen argen Mißton getrübt. Die »Bosnische Holzverwertungs—Aktiengesellschaft« sieht sich, wie vor ein paar Tagen mitgeteilt ward, gezwungen, fünf Aktien zu einer vom gleichen Nominalbetrag zusammenzulegen. Von den drei Millionen des Kapitals sind 2,4 verloren. Wo sie hingekommen sind? 940.000 K. hat, so wird versichert, der Kasseler Konkurs verschlungen. Es fehlen also nur noch 1.460.000 Kronen. Nachdenklich mögen sich die Blicke der Aktionäre nach der Alleegasse richten, wo ihr Präsident der Frage nachsinnt, wie viel ein Palais in Wien kostet, und wie wenig man, wenn es einmal schief ginge, für ein Palais in Wien erhalten würde. Selbst durch den Verkauf des prunkvollen Hauses könnte Herr Dr. Kranz der »Bosnischen Holzverwertungs—Aktiengesellschaft«

schwerlich die 1,2 Millionen Kronen verschaffen, die sie ihrer jüngsten Kundgebung zufolge braucht, um den Betrieb fortzuführen. Wenn jetzt nicht Herrn v. Kallays starrer Sinn zu erweichen ist! Man behauptet, die Strenge, die der Reichsfinanzminister unter dem Eindruck der deutschen Razzia auf Bankdirektoren und Verwaltungsräte im Sommer seinem guten Ruf schuldig zu sein glaubte, werde nicht anhalten und er könne nicht vergessen, was er den Männern schuldet, die ihm die bosnische Industrie schaffen halfen. Der bankrotten Unternehmung wird, so munkelt man, die ministerielle Genehmigung einer Kapitalserhöhung nicht versagt werden. Nur keine Furcht! Finanzielle Macher enden in Österreich zwar häufig in einem Schloß, aber niemals hinter Riegel ... Herr Dr. Kranz setzt sich im Sorgenstuhl aufrecht und schöpft neue Hoffnung. Mit dem goldenen Becher natürlich.

Nachschrift: Alles gerettet! Die Blätter geben soeben ausführlich ein Communiqué wieder, das die »Bosnische Holzverwertungs—Aktiengesellschaft« über den Verlauf der Generalversammlung verschickt. Es hat sich ein deutscher Mann gefunden, der 1,2 Millionen dort unten in Bosnien riskiert. Herr Kranz ist zufrieden. Auch Herr v. Kallay, wie man hört. Es ist sogar von einer Erneuerung der Privilegien die Rede. Herr Kranz bleibt Verwaltungsrat, aber nicht mehr Präsident. Das soll Herr v. Kallay bedungen haben; weil Herr Kranz stets wachsam, ja allzu energisch die Interessen des Unternehmens wahrte. So versichert nämlich Herr Kranz. †

*

[Oberlandesgerichtsrat als Aufsichtsrat]

Eine Nachricht, die nur auf den ersten Blick verheißend klingt: Den Gesellschaften des Herrn Kranz wurde ein *Oberlandesgerichtsrat als Aufsichtsrat beigelegt*. Aber — nicht von amtswegen. In der letzten Generalversammlung der bosnischen Elektrizitätsgesellschaft, so melden die Blätter, wurde unter anderen auch der Oberlandesgerichtsrat Otto Steiner in Wien zum Revisor gewählt. Herr Kranz sitzt in der Direktion dieser Gesellschaft, und auch aus anderen Gründen gilt sie als ein Unternehmen erster Güte. Die Aktien wurden auf ein Viertel des Nennwertes abgestempelt, drei Vierteile des Aktienkapitals sind also bereits verloren. Und zwei Tage später wird gemeldet, daß Herr Steiner in der Generalversammlung der Holzverwertungs—Aktiengesellschaft zum Aufsichtsrat gewählt wurde. Zu der Tatsache, daß ein aktiver Richter — das Beispiel des Herrn von Schwaiger eilt hier nicht — sich von Herrn Kranz zum Revisor zweier halbverkrachten Aktiengesellschaften (macht zusammen eine ganz verkrachte) bestellen läßt, braucht man nichts weiter zu sagen. Nach § 2 des Disziplinargesetzes für richterliche Beamte gehört es zu deren Pflichten, daß sie sich durch ihr Verhalten in und *außer* dem Amte der Achtung und des Vertrauens, die ihr Beruf erfordert, nicht unwürdig zeigen. Es ist wohl zu erwarten, daß Herr O. L. G. R. Steiner diese Pflicht nicht so streng auffassen wird, daß er sich sogar des Vertrauens, welches ihm Herr Kranz entgegenbringt, außerhalb des aufsichtsrätlichen und innerhalb des richterlichen Amtes würdig zeigen will.

* * *

[Noch einmal die Wissenschaft und die Interesselosen]

Die Diskussion der österreichischen Volkswirte über das Terminhandelsgesetz ist an einem zweiten Abend fortgesetzt und beendet worden, und

wir haben jetzt das abschließende Urteil »der Wissenschaft und der Interesselosen« vernommen. Das Urteil der Wissenschaft fiel einstimmig, mit der einen Stimme des Herrn Dr. Ofner, zu Ungunsten des Entwurfs aus. Und auch die interesselosen Herren Börseräte Weil, Weiss und Schwitzer nebst dem Börsensekretär Horowitz bekannten sich als Gegner der Börse— und Terminhandels—Reform. Man sollte es nicht glauben! Aber Herr Schwitzer ist wirklich für den Terminhandel. Und er gab seiner Interesselosigkeit in den folgenden Worten Ausdruck: »Muß dem redlichen Staatsbürger nicht das Blut kochen, wenn er bis zur Erschöpfung zu Geld— und Blutsteuern herangezogen wird, wenn er seine Zeit und Kraft *als Börsenvorstand in den Dienst der Allgemeinheit stellt* und wenn er kein Wort der Verteidigung hört, wenn er in der pöbelhaftesten Weise angegriffen wird? Ein Staat, in welchem das Heil darin gesucht wird, einen Stand gegen den andern zu verhetzen, muß wirtschaftlich und politisch zu Grunde gehen!« (Zustimmung). Zwei Ministerialräte, die diesem Aufschrei aus gepreßtem Börseanerherzen zuhörten, mögen daraus die Überzeugung gewonnen haben, daß Herr Schwitzer — nicht gegen den Terminhandel ist.

*

[Gebäckhausierer und Schneeschaufler]

Unsere Liberalen und Sozialdemokraten jammern über den antisozialen Geist in Gesetzgebung und Verwaltung. Die Börseaner, so erklärte Herr Schwitzer in der »Gesellschaft österreichischer Volkswirte«, sind »bis zur Erschöpfung zu Geld— und Blutsteuern herangezogen«. Den Armen blieb nichts als die Kraft, »ich nehm« und »ich geb'« zu schreien. Was soll aus ihnen werden, wenn man das Börsenspiel einschränkt? Und was soll, so fragt entrüstet die Sozialdemokratie, aus den Wiener Blumenmädchen und Gebäckhausierern werden, wenn das Feilbieten von Blumen und Gebäck im Herumziehen verboten wird? Man hat bisher gemeint, der Berufswechsel sei um so leichter, je geringer die für einen Beruf erforderliche Qualifikation ist. Die höchste Qualifikation ist, bei geistiger und manueller Arbeit, die einseitigste, und der Arzt oder der Mechaniker ist verloren, wenn er aus seinem Beruf geworfen wird. Aber jetzt vernehmen wir, daß es gerade den gänzlich unqualifizierten Arbeitern unmöglich ist, eine Tätigkeit zu finden. Börseaner, Blumenmädchen und Gebäckausträger müssen geschützt werden! Das ist die Pflicht der Gesetzgebung und steht zum Glück auch in ihrer Macht. Nur den Schneeschauflern kann bloß Gott helfen. Wenn es nicht schneien will, kann keine Sozialpolitik sie vor einem Berufswechsel bewahren.

* * *

Universitäts—Bummel.

[Die Demonstration gegen Prof. Exner]

Die Wiener Studierenden der Medizin haben lärmend gegen die neue Studienordnung demonstriert. Ähnliche Demonstrationen wird der Unbefangene von vornherein auf das Schärfste zu mißbilligen geneigt sein. Man mag es begreifen und man pflegt es, je nach der eigenen Parteistellung, auch zu loben, wenn nationale oder politische Ideale die Hörerschaft der Hochschule zu Demonstrationen treiben, wenn sie Begeisterung oder Abscheu dem öffentlichen Auftreten eines ihrer Lehrer bezeugt und laut die Forderung nach dem Einklang intellektueller und moralischer Würdigkeit stellt. Schmähhlich aber ist es, wenn der Standesegoismus der Hochschuljugend sich gegen allgemei-

ne Interessen auflehnt und die Ansprüche, die der Staat an die Männer der freien Berufe zu stellen das Recht und die Pflicht hat, zurückgewiesen werden. Es war ein klägliches Schauspiel, als vor Jahren gegen einen der bedeutendsten Forscher an unserer Universität demonstriert wurde, weil er zu streng prüfe, und es wäre traurig, wenn der Gynäkologe Schauta seither in seiner pflichtgemäßen Obsorge für das Wohl von hunderttausenden leidender, dereinst seinen Schülern überantworteter Frauen lässiger geworden wäre. Die Vermutung liegt nahe, daß es sich auch bei dem Kampf gegen eine neue, die Kautelen des Studienerfolgs verschärfende Rigorosenordnung um studentischen Egoismus handle, und unsere Presse, die zum Teil Herrn von Hartel als Liberalen, zum Teil ihn als Klerikalen schätzt, tut alles dazu, daß die Wahrheit unbekannt oder wenigstens zwischen den Zeilen bleibe.

Was sich aber nicht verbergen läßt und jene Vermutung entkräftet, das ist: daß die Demonstrationen gegen die neue Rigorosenordnung sich nur gegen *einen* Professor kehren und daß alle anderen Professoren ihnen lebhaft zustimmen. Das ist nicht dadurch zu erklären, daß Professor Sigmund Exner, der Referent des Unterrichtsministeriums für das medizinische Unterrichtswesen, der Schöpfer der bekämpften Verordnung ist. Doch die Leser der 'Fackel' wissen aus der Nummer 31: Diese Rigorosenordnung wurde *den Universitäten entgegen den Gutachten sämtlicher medizinischer Fakultäten des Reiches und des obersten Sanitätsrates aufgedrängt*. Es ist ein Skandal, der bisher unerhört war, selbst in Österreich, wo man es mit der von der liberalen Presse dem Deutschen Reiche so sorgsam gewährten Universitätsfreiheit niemals sonderlich ernst genommen hat, daß alle kompetenten Körperschaften befragt, die Antworten aller mißachtet und Bestimmungen, die sich ein einzelner Mann auf den Leib zugeschnitten hatte, durchgeführt wurden. Hofrat Albert hat in der »Gesellschaft der Ärzte« die strengste sachliche Kritik an dem Exnerschen Werk geübt, aber ihm und anderen war aus der Seele gesprochen, was sie selbst darzulegen sich versagen mußten und was dann die 'Fackel' dargelegt hat: daß jede sachliche Kritik unzulänglich ist, wo ein Mißbrauch persönlichen Einflusses, der Mißbrauch einer amtlichen Macht, die dem Rechte des beruflichen Verständnisses trotz, sich so ungescheut an das Tageslicht gewagt hat. Darum mußten die Kundgebungen gegen die neue Rigorosenordnung, die allzu spät von den Studierenden veranstaltet worden sind, Demonstrationen gegen die Person des Professors Sigmund Exner werden. Es spricht wirklich gar nichts als der persönliche Vorteil dieses Herrn — nicht Gewinnsucht, aber die Überschätzung des eigenen Faches — für die Wiederholung der Anatomie— und Physiologieprüfung beim zweiten Rigorosum und für eine dritte Prüfung aus einem der beiden Gegenstände, die stattzufinden hat, wenn das dritte Rigorosum nicht rechtzeitig abgelegt wurde. Nichts anderes spricht dafür und alles dagegen, daß außer den physiologischen Übungen auch die Vorlesungen über Physiologie obligat sein sollen, die doch, von Herrn Exner gehalten, die Lektüre des Lehrbuches von Landois keineswegs aufwiegen. Herr Exner stand neulich zitternd hinter dem Katheder und ließ das Strafgericht der Studierenden über sich ergehen. Aber bei dieser kleinen Unannehmlichkeit darf's nicht sein Bewenden haben. Noch trägt Herr Exner die Bürde der amtlichen Stellung im Ministerium, und noch ist der Schaden, den er stiftete, nicht wieder gutgemacht. †

*

[Dr. Hermann v. Schrötter redivivus]

Das Gutachten, welches Herr Hofrat von *Schrötter* über die Tuberkulosen—Frage erstattete, enthielt zehn »praktische Vorschläge«, die dem nieder-

österreichischen Landesausschuß unterbreitet werden. Der praktischste ist wohl der achte, dessen Wortlaut ich nach der 'Neuen Freien Presse' zitiere: »*Errichtung von Heilstätten und Rekonvaleszentenheimen für Unheilbare*«. Das Gutachten, heißt es, sei in der jüngst abgehaltenen Experten—Kommission einhellig angenommen worden. In einer anderen Versammlung habe Herr Professor Schrötter »interessante Beiträge zur Tuberkulosenfrage *zum Besten gegeben*.« Sicherlich hat er sein Gutachten vorgelesen. Oder war die Gesellschaft bloß animiert, weil sie vorher Herrn Dr. Hermann v. Schrötter, des berühmten Vaters fast berühmteren Sohn, gehört hatte? Es mag anziehend gewesen sein, nach langer Zeit — die Nr. 32 der 'Fackel' ist Mitte Februar 1900 erschienen — Herrn Schrötter junior wieder hervortreten zu sehen. Die 'Neue Freie Presse' berichtete, Herr Dr. Schrötter habe seine Ballonfahrten zu physiologischen Zwecken, »die ihn einmal bis in eine Höhe von 10.500 Metern geführt haben«, geschildert. Am anderen Tage aber ersuchte er die 'Neue Freie Presse', richtigzustellen, daß er auf die berühmte Hochfahrt »nur referierend zu sprechen gekommen« sei; er selbst habe diese Luftreise nicht gemacht, bloß eine in die Höhe von 7.500 Meter und die — »gemeinsam mit Berson und Dr. Jüring«. Herrn Dr. Schrötter jun. heftet sich, da er wieder das erstemal in die Öffentlichkeit tritt, das alte Pech an die Fersen. Bekanntlich wurde ihm auch in Nr. 32 der 'Fackel' nachgesagt, daß er in seinen Vorträgen über »Erkrankungen beim Bau der Donaukanalschleusen« und auf dem Titelblatte des Buches über die »Bergkrankheit« seine beiden Mitarbeiter, die Herren Dr. Heller und Dr. Mager, zu nennen vergessen hatte.



[Kunstgewerbe—Museum und Sezession]

Vom gotischen Bicycle bis zum »sezessionistischen« Ohrgehänge, von der Anpassung alter Kunststile an Erfindungen der Gegenwart bis zur Aufpfropfung eines neuen Stils auf Gegenstände der Vergangenheit ¹ führt ein Weg, längs dessen wir in wenigen Jahren, dank den offiziellen Beförderungsmitteln von Museum und Kunstgewerbeschule, alle Etappen der Geschmacksverwilderung zurückgelegt haben. Aber befriedigt vermerken, da nun um das Kunstgewerbe ein heftiges Streiten und Feilschen losgegangen ist, seine staatlichen Förderer, wie in der Kunst »die Geister sich regen«, und begreifen nicht, daß es bloß ein Geschäftsgeist ist, der mit den anderen um die Macht ringt. Was trennt denn Herrn v. *Scala*, den Machthaber im Kunstgewerbe—Museum, von der Sezession, die neben ihm in der Kunstgewerbeschule schaltet? Was hat die einstigen Verbündeten so sehr entzweit, daß Kolo Moser den Industriellen die Ausstellung seiner Arbeiten im Museum verbietet, Josef Hoffmann Schüler, die bei *Scala* ausgestellt haben, von seiner Schule ausschließt? Die mit den Modernen verbündete Presse behauptet, Herr v. *Scala* pflüge die »falsche Sezession«. Aber das Schlagwort von vorgestern hat längst allen

1 Kein moderner Mensch trägt Ohringe, und darum kann ein moderner Künstler ebensowenig Ohringe machen, wie er etwa moderne Nasenringe machen könnte. Denn das Moderne in der angewandten Kunst besteht in nichts anderem als in der Befriedigung der neuen Bedürfnisse der Zeit. Neben ihm wird das Alte überall seine Rechte behalten, wo die alten Bedürfnisse fortbestehen. Der Rokoko—Sessel ist nicht veraltet, weil er einem neuen Schönheitsideal widerspricht, sondern weil er von Leuten gebraucht wurde, die sich beim Sitzen nicht, wie wir's tun, anlehnten. [KK]

Sinn verloren. Wenn ihn nicht die Kontinuität des Bewußtseins davor bewahrte, Herr Hoffmann würde heute die aus Kreisflächen zusammengesetzten Möbel und die Kasten mit dem trapezförmigen Längsdurchschnitt, die er vor drei Jahren entwarf, als falsche Sezession bezeichnen. Von dem Hoffmann—Stil wie vom Olbrich—Stil, deren wienerische Note seinerzeit in den Börsenkreisen in Kurs kam, ist heute nichts mehr übrig geblieben, und man begnügt sich, englische und amerikanische Möbel mit jenen Varianten zu adaptieren, die das geistige Eigentum des Architekten Adolf Loos sind. Sind so die neuen Professoren der Richtung, zu deren und keiner anderen Pflege man sie ernannt hat, abtrünnig geworden, so stimmt ihr gegenwärtiges Tun durchaus mit Herrn v. Scalas Programm überein. Man hat ihn seinerzeit, allen Bemühungen der Herren Stork und Leisching zum Trotz, mit der Museumsleitung betraut, damit er den englischen Stil, der längst in die Wohnungen österreichischer Aristokraten Eingang gefunden hatte, in unser Kunstgewerbe einführe. Von den alten Stilen freilich verstand Herr v. Scala nichts. Doch man dachte auch gar nicht daran, ihm auf die Dauer die Museumsdirektion zu überlassen, und Herr v. Gautsch äußerte damals, es verschlage nichts, wenn das Alte zwei oder drei Jahre lang zurücktrete. Jetzt scheint Herrn Scalas Stellung eine definitive zu sein. Nicht nur, weil man ihm keinen Nachfolger aufzutreiben weiß. Der neue Direktor hat den einzig passenden Anschluß an das Alte gefunden, da er den Grundsatz des korrekten Kopierens aufstellte. Nur just mit dem Neuen hapert es; mit dem Geschäft nämlich, das mit dem Neuen zu machen ist. Denn darauf verstehen sich die Herren von der Sezession besser. Sie und ihre publizistischen Freunde werfen Herrn Scala vor, daß er ein Geschäftsmann ist; aber daß er im Gegensatz zu ihnen ein schlechter Geschäftsmann ist, mag man ihm ernstlich verargen.

Wenn der Geschäftsgeist der Herren von der Sezession sich als künstlerische Gesinnung drapiert, so läßt Herr Scala den seinen als Förderung des künstlerischen Kleingewerbes paradien. Jene haben, so oft ein Tischler ein Möbel arbeitete, das nicht so sehr einem Vandeveldeschen Original, wie seiner Olbrich'schen oder Hoffmann'schen Verballhornung ähnelte, natürlich nur im Interesse der Reinheit des Kunststils, die durch schlechte Nachahmungen bedroht war, über den Diebstahl geistigen Eigentums geschrien. Man erinnert sich des Lärms, den Herr Bahr wegen einer Türschnalle erhoben hat, die er für alle Zeiten Herrn Olbrich reklamieren wollte. Und man hat oft genug den Künstler trotz würdigen können, mit dem jeder, was er zuerst im Studio gefunden hatte, als seine Erfindung gegen alle verteidigte, die es gleichfalls nutzen wollten. Ein künstlerisches Schöpferrecht, das sich nicht selten als das *jus primi occupantis* (nämlich von einer fremden Idee Besitzergreifenden) entpuppte, sollte über alles Maß ausgedehnt werden. Das hat Herr Scala nicht leiden können. Im Grunde hat die künstlerische Originalität im Gewerbe überhaupt nicht gar so viel zu suchen. Die Originalitätshascherei, die da eingerissen ist, kann bloß schaden, und der tüchtige Tischler sollte sich niemals vornehmen, einen neuen, sondern bloß, einen guten Kasten zu machen. Aber wie hilft ihm Herr Scala dazu? Er hat, unter der Leitung des Herrn Hammel, im Museum ein Atelier, das demnächst noch vergrößert werden soll, errichtet, einen kleinen Fabriksbetrieb, in dem Motive, soweit es nötig ist, damit der Musterschutz nicht verletzt werde, umgearbeitet werden. Und er läßt mit diesen Mustern Schulen in der Provinz und Gewerbetreibende beteiligen, verbreitet, anstatt die Originalitätssucht zu bekämpfen, eine falsche Originalität. Dafür duldet er, daß bei wirklich originellen Leistungen in seinen Ausstellungen die Namen der Künstler verschwiegen werden. Die Firma Portois & Fix konnte neulich den Schöpfer eines von ihr ausgestellten Zimmers verleugnen,

und ein Architekt, der sich erkundigte, von wem ein von Jacob & Josef Kohn ausgestelltes Zimmer herrühre, erhielt von dem Vertreter die Antwort: von der Firma. Ob etwa in den Verwaltungsratssitzungen der Aktiengesellschaft J. & J. Kohn Möbelentwürfe beschlossen werden, konnte er nicht erfahren.

Nicht besser als mit der künstlerischen steht es im Museum auch mit der materiellen Förderung des Gewerbes. Herrn Scala handelt es sich nicht um das gute Geschäft des Gewerbetreibenden, also um die guten Preise seiner Erzeugnisse, sondern um den starken Verkauf in den Ausstellungen. Und so kommt es, daß der Museumsdirektor als Preisdrücker gefürchtet ist. Wie würde er staunen, wenn er einmal erführe, daß der lebhafteste Verkauf in den Ausstellungen sich zum guten Teil daraus erklärt, daß die Aussteller, um nicht an den ihnen aufgezwungenen billigen Preisen zu verlieren, ihre Arbeiten durch Mittelsleute aufkaufen lassen. Dazu kommt, daß das Museum aufstrebenden Gewerbetreibenden heute nicht williger als in alter Zeit entgegenkommt. Herr Scala hat aus seinen Räumen den Kunstgewerbe—Verein vertrieben, der dort lange gehaust und den Herrn im Hause gespielt hatte. Aber an Stelle des alten Privilegs ist rasch ein neues errichtet worden. Jahr für Jahr findet man wieder im Museum dieselben Aussteller, und einzelne haben sich auch schon bestimmte Plätze ein— für allemal gesichert.

Aber in diesem Jahre hat die Winterausstellung eine Überraschung gebracht: die Freimaurer haben sich mit Herrn Scala versöhnt; Sandor Jaray und Felix Kohn sind triumphierend in das Kunstgewerbemuseum eingezogen. Herr Sandor Jaray soll sogar dem Kaiser erzählt haben, warum er sich »bewogen gefühlt« habe, »auch etwas im modernen Stil zu machen«. Aber ihm mag heute, da die unglaubliche Geschmacklosigkeit des von ihm ausgestellten pseudomodernen Interieurs selbst die eigenen Logenbrüder nicht zu verteidigen wagen, zu Mute sein, wie jüngst Herrn Bahr, als der »Apostel« im Burgtheater durchfiel. Und er kann, weil Herr Scala es einigen Personen wiederholt hat, sicher sein, daß der Museumsdirektor wirklich von den Motiven geleitet war, die man Herrn Schlenther zutrauen mußte: seinem alten Gegner den Triumph des Einzugs ins feindliche Lager zu gönnen, ihn zu versöhnen und ihm zugleich die gründlichste Blamage zu bereiten. Auch die Arbeiten der Firma J. & J. Kohn haben Herrn Scala mißfallen und sind doch von ihm nicht abgewiesen worden. Ja, er hat nicht einmal gemuckst, als Herr Felix Kohn den Triumphator spielte und durch die Presse verkünden ließ, sein Einfluß sei jetzt im Museum allenthalben fühlbar, man sei auf seine Anregungen eingegangen.

Herrn v. Scala's persönliche Politik ist keine öffentliche Angelegenheit. Wer die Winterausstellung betrachtet, hat sich nicht zu fragen, warum er Herrn Sandor Jaray dort findet, sondern nur zu bedauern, daß er ihn dort findet. Das Ergebnis dreier Jahre der Tätigkeit des Herrn Scala am Museum ist: daß man von der Bekämpfung der falschen Altertümelei zur Propagierung der unechten Modernität gelangt ist. Da lobt man sich denn doch die Sezession. Die hat mit der falschen Modernität gleich angefangen. △

* * *

[Auf Durchfall besetzt]

Der Wiener Korrespondent der 'Neuen Hamburger Zeitung' bot seinen Lesern am 14. Dezember gelegentlich der Besprechung des Mißerfolges, den Max *Halbe* mit seinem »Haus Rosenhagen« neulich im Deutschen Volkstheater erlitten hat, eine dankenswerte Indiskretion. Wiener Freunde des Dichters

hätten ihn »mit Recht von einem Teile der Schuld an der jüngsten Premierien —Tragik entlastet«. Da sei zum Beispiel »sein intimer Freund und getreuer Begleiter von Halbes Wiener Nächten«, J. J. David. Er habe dem Korrespondenten — im Privatgespräche — auf die teilnahmevolle Erkundigung nach des Dichters Befinden vor der Heimreise gesagt:

»Es war *jedem Wissenden klar*, daß man im Volkstheater 'Haus Rosenhagen' *keinen Erfolg* zumutete, um nicht zu sagen, *wünschte*. Man erkennt das schon aus der Art, in der man ein Stück ankündigt, ob man die Neugier des Publikums spannen will oder nicht. Als erst die Besetzung bekannt wurde, da wußte man alles. Es war *'auf Durchfall besetzt'*. Halbe selber hatte nach der Generalprobe genug. Er ging nicht ins Theater, denn er hielt es nicht für nötig, bei der *Hinrichtung* einer seiner Arbeiten noch zu assistieren, sondern ließ sich ins Löwenbräu über den Abend berichten. Ein verzerrteres Bild seiner Absichten, das denn auch demgemäß wirkte, hat er wohl nie erblickt. Jede Schwäche erschien unterstrichen, keiner der Vorzüge herausgearbeitet ... So, geziemend vorbereitet, nahm Halbe denn sein Geschick mit aller Gelassenheit auf ... «

Ja ist es denn möglich? Sollte ein Theaterdirektor wirklich auf das Schicksal eines Stückes Einfluß nehmen können? Die Herren Bukovics und Bahr haben es vor den Geschwornen geleugnet und als beeidete Sachverständige, die nur zufällig nebenbei auch Ankläger waren, über diesen Punkt ausgesagt. Aber vielleicht hat endlich Herr Bukovics, da er die *Notwendigkeit* erkannte, in sich auch die *Fähigkeit* entdeckt, auf die Erfolge seiner Stücke Einfluß zu nehmen. Sollte er nicht, da seine Stellung erschüttert ist, der Generalversammlung der Aktionäre beweisen wollen, daß dem deutschen Volkstheater nicht aus dem deutschen Drama, wohl aber aus der von Journalisten angehängten Pofelware das Heil ersprießen kann? Die Theaterrubriken enthalten die Nachricht, daß demnächst eine Posse des Herrn Bernhard Buchbinder zur Aufführung gelangen soll. Für sie soll durch die Hinrichtung Halbes die Bahn frei gemacht werden, und Herr Bukovics sichert sich durch den Hinweis auf Buchbinders Erfolg Indemnität für die Programmverletzung, die er begangen hat. Wie pflegte doch Herr Bahr in solchen Fällen — ehemals — zu sagen? »Wenn sich's die Generalversammlung gefallen läßt, hat ja Herr Bukovics ganz recht.« Aber das Publikum — ich denke nicht an die Börsengesellschaft des Parketts — wird hoffentlich wissen, was es an dem ihm zuge-dachten Abend zu tun haben wird. Möge es die Äpfel, die ihm der Weihnachtsbaum abwirft, in den Vorratskammern faulen lassen!

* * *

[Alpdrücken und Magenbeschwerden]

Die Leser der 'Neuen Freien Presse' verspüren neuestens zu den Magenbeschwerden, die der Sonntag bringt, auch ein eigenes Alpdrücken: sie druckt die *Truth*. Oder vielmehr: die 'Neue Freie Presse' druckt die *Truth*; und das ist nicht schön von ihr. »*Truth*« ist natürlich ein Pseudonym, hinter dem sich die neueste feuilletonistische Errungenschaft birgt, das Pseudonym einer Frau. Sie ist eine jener literarisch ambitionierten Frauen, denen man nicht zart entgegenkommen darf. Im Sommer hatte sie es einmal auf Krüger abgesehen. Ihren ganzen Bilderreichtum spendete sie ihm und nannte ihn erst einen Gentleman, dann einen Löwen, dann einen »Elefanten, der am indischen Meere die Sonne anbrüllt«, und endlich »singt«, schrieb sie, und

»dröhnt es um ihn aus geballter Männerfaust«. Kürzlich plauderte Truth über Monte Carlo. Wiederum unendlich farbenprächtig! Ergreifend war, wie die verständnisvollen Tauben zu jeder Begebenheit, die sich vor ihrem Käfig abspielt: »Gurre — Ru — Hahaha — — !« machen. Bald wehmütig, bald spöttisch. Spöttisch wohl bei der Beteuerung des deutschen Prinzen, der soeben eine junge Lady verführen will: »Sei mein — Du gehörst mir ja mit jeder *Fiber des Blutes!*« ... Wer sich hinter dem Pseudonym »Truth« verbirgt und zu verbergen alle Ursache hat? Ihren Namen werdet Ihr nie erfahren — es ist die Frau Bankdirektor *Pinkas* aus Berlin ... So mancher Leser wird jetzt ausrufen: Das hab' ich mir gleich gedacht!

*

[elektrische Tramway]

Kommen wir vom Alpdrücken auf die Magenbeschwerden zurück. Herr St—g nannte neulich den ersten elektrischen Tramwaywagen, der in die Innere Stadt eingefahren ist, »l'intruse«. Das ist neckisch. Und wahrhaft ergreifend klingt seine Schilderung, wie die poesievolle Ruhe der alten Straßen unserer Stadt fortan durch die »Signalpfeife des Motorführers« gestört werden wird. Herr St—g, der vornehme Altwiener, malt das Bild weiter aus. »Man denke sich einmal den *Minoritenplatz* mit den alten kühlen Patrizierhäusern und den wunderbaren, Historie atmenden Toren. Öffnen sie sich, so blickt man in einen weiten, einsamen Hofraum. Das liegt wie verzaubert da, in sorglosem Dornröschenschlummer. Wird Dornröschen am Ende auch einmal durch das Signal der elektrischen Tramway geweckt werden?« Mit Verlaub! Der Geist des Fortschritts, der Geist der 'Neuen Freien Presse', ist längst auch in die Gegend des Minoritenplatzes vorgedrungen. Man muß dabei nicht einmal an das Unterrichtsministerium denken. Nein, auf dem Minoritenplatz dürfen sich, in den kühlen Patrizierhäusern, die St—g und Gesinnungsgenossen längst heimisch fühlen. Öffnen sich nämlich die wunderbaren, Historie atmenden Tore, so blickt man wohl in einen weiten, einsamen Hofraum. Aber nicht Dornröschen ist es, was im Hintergrunde daliegt, sondern das Bankhaus Jos. Kohn & Co., und Herr Thalberg Bey schläft den sorglosen Schlummer. Und die Tore atmen eigentlich auch nicht Historie, sondern Differenzspiel. Daß die Gimpel späterhin nicht mehr, wie in der alten Zeit, auf den Leim *gehen*, sondern mit der elektrischen Tramway fahren werden, wird die einzige Veränderung sein.

* * *

EIN PUBLIZIST

Aus einer Kulissenplauderei des Herrn Bernhard Buchbinder:

»Seit vierzehn Tagen macht Frau Palmay in einem Budapester Sanatorium die *Mastkur* durch. In einem Privatbriefe schildert sie verführerisch schön das Schlaraffenleben, welches sie jetzt führt. Den ganzen Tag liegt sie zu Bette, ißt fabelhaft viel, empfängt von Früh bis Abend die Besuche ihrer Kolleginnen, welche ihr Süßigkeiten zuschleppen, und hat bereits — ich sag's gar nicht, wieviel — Kilo zugenommen, weil man diese vielen Kilo für Renommee halten würde. — Die Mastkur soll jetzt unter den Theaterdamen en vogue sein. Natürlich diejenigen ausgenommen, welche es vorziehen, *verschwiegene Entfettungskuren* durchzumachen. Im All-

gemeinen ist das Magersein beim Theater nicht mehr modern, und das Mieder gelangt wieder zur Herrschaft.«

* * *

[Philharmonisches Zusammenleben mit der Kritik]

Die Philharmoniker haben jetzt einen Dirigenten, der Grund hat, die Kritik zu fürchten. Und Herr *Hellmesberger* weiß: er kann nichts gegen die Kritik tun. Aber er wäre kein alter Wiener, wenn er nicht auch wüßte: er kann viel *für* die Kritiker tun. Und so haben wir denn neulich im philharmonischen Konzert ein Opus des Herrn Richard Heuberger gehört. Hans Richter hat das Werk den Wienern vor zwanzig Jahren vorgeführt, und Herr Hellmesberger glaubt darum, sich auf den großen Vorgänger berufen zu können. Nur stand die Sache damals, da Herr Heuberger ein junger Komponist und noch kein Kritiker war, wesentlich anders als heute. Hans Richter hat Herrn Heuberger bloß dazu bewegen wollen, weiterhin gut zu komponieren, und Herr Hellmesberger möchte ihn davon abbringen, weiterhin schlecht zu rezensieren. Jenes Zweck war löblich, und Dieses Zweck ist Lob.

* * *

[Wörtliche Übersetzung?]

»Am Theater in der Josephstadt ist als nächste Novität '*Der Bankdirektor*' ('*La bourse ou la vie!*') von Alexander Bisson in Aussicht genommen.«

So melden die Zeitungen. Die Direktion aber wird hoffentlich bald die beruhigende Erklärung abgeben, daß in dem Doppeltitel nicht die Übersetzung des »*la bourse ou la vie!*« in »Bankdirektor« beabsichtigt sein sollte.

* * *

SIE FINDEN SICH ...

Der 'Feuerschein' ist tot! — Es lebe 'Don Quixote'! ... Diesmal reimt sich's wenigstens. Sie finden sich: meine beiden ehemaligen Verleger. Herr Ludwig Bauer, der sich durch die »Demolirte Litteratur«, die ich durch seine Buchhandlung verschleißten ließ, in literarischen Kreisen so bekannt gemacht hat, daß er in einer satirischen Anwandlung selbst zur Feder zu greifen beschloß, und Herr Moriz Frisch, der, als ihm die 'Fackel' entrückt war, es der Reihe nach mit der 'Neuen Fackel', dem 'Fackelschein' und dem 'Feuerschein' versuchte. Nun wird vom Anfang des Monats Januar ein neues an der Fackelform schmarotzendes Erzeugnis aus der Verlagsdruckerei des Mannes hervorgehen, der schon so viele Zeitungen gegen mich gegründet hat, nicht um ein Geschäft zu machen, sondern aus dem ethischeren Motiv des Grammes, weil ihm der Geschäftstrieb, der sich nur an mir betätigen konnte, nunmehr durch mich unterbunden war. Und Herr Ludwig Bauer, der sich kürzlich des Buchhandels begeben hat, wird den 'Don Quixote' redigieren. Mit der größten Bereitwilligkeit sende ich dem neuen Beginnen, von dem mir eine Annonce im deutschen Buchhändlerblatt Kunde gab, diese Empfehlung voraus. Und vor allem aus einem besondern Grunde. In der für Buchhändler bestimmten Anzeige ist bloß von einem »Verlag des 'Don Quixote', Wien, I. Bauernmarkt 3« die Rede. Aber Buchhändler und Publikum verdienen es zu erfahren, wessen Geschäft sich hinter der schlichten Adressangabe birgt, und daß sich der be-

scheidene Moriz Frisch trotz dem wertvollen Besitz der Abonnentenlisten der 'Fackel' von dem starken Ludwig Bauer in den Hintergrund drängen ließ. Ich spreche im reinsten Gefühle schriftstellerischer Kollegialität die Hoffnung aus, daß sich im Laufe der Zeit das Verhältnis nicht umkehren und daß Herr Bauer aus meinen Erfahrungen, wenn sie ihn schon nicht abschreckten, wenigstens lernen wird. In einem anderen Land hätte sich alles, was die Feder führt, hätten selbst die Todfeinde des Geschädigten sich zur offenen Abwehr des unerhörtesten Eingriffes, der je in Autorrechte versucht und verübt ward, geeint, im Interesse der öffentlichen Moral und im engeren Interesse des Standes, der skrupellosen Plusmachern nie die Ausbeutung geistigen Schaffens erlauben sollte; und sie hätten nicht erst den Gerichten die Brandmarkung des ungeheuerlichen Vorganges überlassen. In Wien, wo die schlaue Reporterzunft das Gras immer nur über eine Schlechtigkeit wachsen hört, haben wohl anständige Privatleute dem Drucker, aber Männer des Schrifttums nicht dem Verleger die Kundschaft entzogen, und es findet sich außer dem Sohne, den Naturpflichten binden, wirklich ein Literat, der seinen Namen auf ein Blatt setzt, das Herr Moriz Frisch ins Leben rufen muß, um den Ausfall, den die Separation der 'Fackel' in seinem Budget bewirkt hat, einigermaßen wettzumachen. Herr Ludwig Bauer hat den ehrsamem Sozialpolitiker bis zu jenem Zeitpunkt nicht gekannt; aber die Gemeinheit ist unter Umständen ein Magnet. Und schon vor zwei Monaten, da in Wien nur *ein* Urteil vernommen ward über die — nach der Ansicht gewiegter Kriminalisten — hart an einen der unbelibtesten Strafgesetziparagraphen streifende Handlungsweise, lief durch die literarischen Kreise auch die Kunde von dem einen Urteil, das Herr Bauer, bis dahin bloß am Sonntag humoristisch, ausgesprochen haben sollte: er finde das Vorgehen des Herrn Moriz Frisch »ethisch berechtigt« ... Vielleicht ist Herr Bauer, der jetzt in der buchhändlerischen Anzeige bloß die Adresse, aber nicht auch den Namen des Herrn Frisch angibt, seither doch andern Sinnes geworden. Immerhin — 'Don Quixote' sei wärmstens bevorwortet. Er wird, wie's im Buchhändlerblatt heißt, schon in der ersten Nummer »die ernstesten und tiefsten Probleme behandeln«. Er wird den »zerstörenden Einfluß der Geldmacherei« — auf das Kunstleben erörtern, und er verspricht, über die Frage, »wie man das Theater unkünstlerischem Geschäftsgeist entreißen könnte«, »unsere ersten Direktoren« — vermutlich die Herren Karczag und Gettke — sich äußern zu lassen. Noch mehr. Herr Ludwig Bauer, der Sonntagshumorist der 'Neuen Freien Presse', will »gegen den Despotismus der verschiedenen kompakten Majoritäten, denen fast unsere gesamte Publizistik dient, *als Einziger* den unabhängigen und *geistesfreien Einzelmenschen* vertreten«. Und er wird diesen Kampf »bei aller Energie in den feinsten literarischen und künstlerischen Formen führen«. Der »Ordinärpreis« der einzelnen Nummer beträgt 40 Heller ... Die Frage bleibt offen, ob Herr Bauer, der geistesfreie Einzelmensch, ob er, der fast gegen die ganze Publizistik kämpfen will, hierbei von der 'Neuen Freien Presse' unterstützt werden wird, die sich gern ein Nebenorgan schüfe, in welchem sie den Kampf gegen die 'Fackel' besorgen lassen könnte, oder ob Herr Bauer, als endlich gewitzigter Sonntagshumorist, den Armen der liberalen Allmutter entlaufen ist, die vielleicht wegen eines in Deutschland veröffentlichten, nicht gerade preßfreundlichen Aufsatzes hinter ihm schelten mag. Wie dem immer sei, die Leser der 'Neuen Freien Presse' werden aufatmen; der Sonntag ist künftig wenigstens nicht ganz verdorben. Und darum: »Der 'Feuerschein' ist tot! — Es lebe Don Quixote!« Er lebe von den zurückbehaltenen Abonnentenlisten der 'Fackel'!

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Der liberale Nestroy]

Achtundvierziger. Nein, Nestroy hat die Sache nicht allzu pathetisch genommen und das Lob der liberalen Presse nicht verdient. Der Schneider Heugeign, den ich neulich zitierte, singt noch manch lose Strophe, z. B.: Vordem habe es in Wien einen berühmten Fiaker— und Schusterbubenwitz gegeben; aber dann —

»Wie sich das jetzt hat g'spalten, 's geht über d' Begriff':
D' Schusterbub'n radikal, d' Fiaker konservativ,
Es sitzt keiner in ein' Wirtshaus, der nicht in sein' Hirn
Sich denkt, wie das schön wär', wenn er thät' regier'n;
's 'Elysium' sogar, was die Quintessenz g'west,
Is im heurigen Fasching ein trübseliges Nest;
So weit is's jetzt kommen, für Wien is 's a Schand',
Wir sind noch fader als Berlin mit sein' Sand und Verstand.
Fallt d' Umg'staltung so aus, sag' ich: 'nein',
Da hört es auf, ein Vergnügen zu sein.«

Das klingt ganz und gar nicht »fortschrittlich«. Und es ist gut, daß der Jubiläumslobfeuilletonist der 'Arbeiter—Zeitung' Nestroys Werke nur aus dem Zitatenschatz von Leopold Rosner kennt, sonst wäre er sicherlich über das folgende Bekenntnis des politischen Schneiders erschrocken:

«So glauben s', Freiheit heißt unscheniert schimpfen über'n Staat
Und das, was man braucht, dem wegnehmen, der 's hat.
'Wir sind arm', sagen s', der is reich, der muß uns sein Geld geb'n,
Zu was braucht er 's? A Reicher hat a so 's beste Leben!' ...
Und für reich halten s' jeden, der ein' schönen Rock tragt;
O Verblendete! Geht doch zu d' Schneider und fragt! ...
Ach, wenn d' Freiheit Kommunismus wird, nein' ...
Da hört es auf, ein Vergnügen zu sein.«

Oh weh! So war Nestroy am Ende gar kein Mann der Freiheit und sein gerühmter Kampf gegen die Polizeizensur bloß eine persönliche Äußerung verletzten Berufsinteresses? Aber Heugeign singt weiter:

»s gibt Frauenzimmer, die nicht beim Wissen sind blieben,
Die d' Politik der Gegenwart hab'n praktisch betrieben,
Sie hab'n im FRAU'NVEREIN g'red't eben so viel als unsinni',
Und auf d' Aula sind s' g'laffen schon g'rad als wie wini,
Und damit man sie zu Amazonen erhebt,
Hab'n s' die Würsteln heroisch auf d' Barrikaden hing'schleppt.
Trotzdem is ihr' G'sinnung g'nau anz'geben sehr schwer,
Erst haben s' g'schwärmt für die Studenten, nacher fürs Militär.«

So war denn Nestroy nicht einmal ein Anhänger der Frauenbewegung?

[Ein Fall von Größenwahn]

Teilnahmsvoller Leser. Der Sachverhalt ist der folgende: Grazer Blätter brachten die Nachricht, daß der Gymnasialprofessor E. P. in Gotschee »seit einiger Zeit von dem WAHNE befallen« ist, er sei der österreichische Unterrichtsminister. Glücklicherweise wurde die Meldung sofort dementiert. Der

Gotscheer Gymnasialprofessor ist gesund. Nicht er, sondern Herr v. Hartel leidet seither an Größenwahn.

[High—life]

High—life. Die Frage, ob der am 5. Dezember in Triest verstorbene »Herr Jaques Eisner v. Eisenhof, Chef und Vorstand der Triester israelitischen Kultusgemeinde«, mit dem bekannten Feudalaristen Angelo Eisner v. Eisenhof verwandt war, vermag ich leider nicht zu beantworten, da dessen Anwesenheit gerade bei diesem Begräbnis in den Zeitungen NICHT vermerkt war.

[Aus meiner Sammlung]

Sammler. Der Economist meldet, daß in Dalmatien »eine ICHTHYOL—GRUBE entdeckt« worden sei. — Ein Gerichtssaalberichterstatter erzählt von einem Angeklagten, der »mit Rücksicht auf seine abnorme (MIKROPHALE) Schädelbildung als blödsinnig in minderem Grade erklärt« worden ist. Nun, da hat er vor dem Gerichtssaalberichterstatter noch immer einen schönen Vorsprung! — Daß wir in einer verkehrten Welt leben, geht auch daraus hervor, daß neulich der Theaterkritiker der »preußenseuchlerischen« 'Ostdeutschen Rundschau', da er einem elenden Stücke »kaum zehn Aufführungen« prophezeite, zuversichtlich bemerkte, es werde »sich WIEDER EINMAL ERWEISEN, daß WIR DOCH BESSERE MENSCHEN SIND ALS DIE BERLINER, die das 'Ewig Weibliche' hundertmal über sich ergehen ließen«. — Der Mann, der in der 'Arbeiter—Zeitung', wie Nestroy so auch Grabbe zum 100. Geburtstag beglückwünschte, schrieb — es war am Tage, nachdem Herr Schuhmeier die Kehrseite der Parlamentsmedaille gezeigt hatte — bewundernd über eine Szene, die in der ersten Ausarbeitung des Dramas »Hannibal« enthalten ist: »Während die Karthager Kriegsrat halten, steht Hannibal abseits und sagt: 'Wartet nur. Ich muß erst einmal p...' GRABBE IST REINER HELDENVEREHRER, und doch ist die Tragödie Hannibals förmlich ein dramatischer Beweis, wie elendiglich alles ISOLIERTE HELDENTUM endet, wenn es nicht genährt und gekräftigt wird durch ein Volksganzes ... « Wie schade, daß das Heldentum des Herrn Schuhmeier, auf das ja die 'Arbeiter—Zeitung' ebenso stolz schien, nicht gleichfalls ISOLIERT WAR! Den bekannten Ruf: »Hannibal ante portas!« betrachtet die 'Arbeiter—Zeitung' hoffentlich nicht als VERWEIS! Das wäre ein Mißverständnis materialistischer Geschichtsauffassung

...

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3.